



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Krieg und Industrie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Krieg und Industrie.



ie im September d. J. von Freisinnigen und Ultramontanen unter gefälliger Mitwirkung der Herren Sozialdemokraten in Szene gesetzte Burleske „Krieg gegen Rußland!“ hat ihren würdigen Abschluß gefunden. Nachdem die Begeisterung, welche heldenmütig Gut und Blut — der andern für den Fürsten von Bulgarien opfern wollte, ziemlich rasch verbraucht war, hat sich, seitdem die Lage wirklich ernst geworden zu sein scheint, der Gemüther der gewissen „Reichsfreunde“ eine entschieden friedfertige Gesinnung bemächtigt. Der Zwischenfall war recht beschämend, wird aber nicht der letzte seiner Art sein. Wie den grünen Zungen in Pest jeder Anlaß recht ist, um sich unnützlich zu machen, so werden jene Herren auch ferner nicht wählerisch sein, wenn sie glauben, dem Reiche Ungelegenheiten bereiten zu können; noch oft werden wir erleben, daß die bewährtesten Meister der Staatskunst gemeistert werden, nicht von Lehrlingen, nein, von Laien, die noch niemals ein Werkzeug in die Hand bekommen haben. Es würde sich daher nicht verlohnen, auf den Fall zurückzukommen, wäre er nicht von einer ernsthaften Erscheinung begleitet gewesen. Auch in Kreisen des Handels und der Industrie wurde der Ruf nach Krieg laut. Da wollte man zwar nicht wegen der schönen Augen des Prinzen von Battenberg und auch nicht aus Ruffenhaf mobil machen; man wünschte den Krieg, gleichviel gegen wen, damit die stockenden Geschäfte wieder in Fluß kämen. Wer in jenen Tagen der Aufregung reiste, begegnete solchem Verlangen da und dort, in Nord- und Süddeutschland wie in Österreich, und die Haltung mancher Zeitungen, deren Abhängigkeit von Geldinstituten kein Geheimnis ist, stand damit in vollem Einklange. Nun ist es ja verständlich, wenn ein Geschäftsmann spricht: Lieber wäre mir der Krieg als der

Zustand der Unsicherheit, welche mich jeden Augenblick mit einer Überraschung bedroht, mich verhindert, über den nächsten Tag hinaus Dispositionen zu treffen, meine Kunden ängstlich und zurückhaltend macht. Aber nicht so lautete das Raisonement, sondern so: In allen Zweigen ist weit über den Bedarf produziert worden, überall haben sich Vorräte angehäuft, für deren Absatz wenig Aussicht ist, überall giebt es viel mehr Arbeiter, als Arbeit. - Da kann nur ein Krieg helfen, welcher Fabrikate aller Art in großen Verhältnissen verbraucht oder zerstört, müßigen Händen Beschäftigung und Brot giebt, den Überschuß der Bevölkerung verringert. Also Krieg, um dem Gewerbe und dem Handel wieder aufzuhelfen, Krieg, um die Unzufriedenheit abzulenken, Krieg, um Platz zu schaffen!

So weit wäre also unter der Herrschaft freisinniger Redensarten und freisinniger Einrichtungen die Verwirrung bereits gediehen, daß man vom Kriege und nur vom Kriege Rettung hofft in Berufsschichten, welche sich — und zum Teil mit Recht — als die eigentlichen Vertreter friedlicher Gesinnung, friedlicher Entwicklung betrachten, in welchen der alte Aberglaube noch am meisten Anhänger zählt, daß der Krieg schon aus der Welt verschwunden sein würde, wenn nicht die bösen Regierungen, Diplomaten und Soldaten sein Dasein künstlich fristeten. Die Diplomaten mühen sich rastlos ab, jede Verstimmung im Keime zu ersticken, jede Verwicklung zu lösen, ruhmgekrönte Feldherren predigen nachdrücklich, daß auch der glücklichste Krieg ein großes Unglück bleibe, und der Kaufmann ruft nach Eisen und Blut! Er scheint zu der Einsicht gekommen zu sein, daß auch Herr Bamberger als leitender Minister kein andres Rezept gegen den Notstand verschreiben könnte, als den Austausch der unverkäuflichen Waaren Deutschlands gegen die ebenso unverkäuflichen der andern Länder, wie es mit den baumwollenen Kappen und Strümpfen des Kaufmanns in der Frankfurter Pöffe geschah. Die Freiheit allein thut's nicht mehr, da leider ein jeder von ihr Gebrauch machen kann, die Produktion muß regulirt werden, und das soll der Krieg besorgen. Muß man dabei nicht an den durch Mord gemilderten Despotismus denken? Wahrscheinlich stellen die Kriegslustigen sich vor, daß der Weltbrand, den sie entzündet sehen möchten, unter allen Umständen vor ihren Kontoren Halt machen müsse, daß sie nur „liefern,“ ihre Magazine leeren und dafür gute Zahlung erhalten würden?

Es versteht sich von selbst, daß nicht die Gesamtheit für die Kopflosigkeit einzelner verantwortlich gemacht werden darf. Aber das, wofür in so wahnwitziger Weise Abhilfe gefordert wird, erkennt auch die Mehrzahl der Besonnenen (im Privatgespräche wenigstens) als vorhanden an: eine alle vernünftigen Schranken niederreißende Überproduktion und keine Aussicht auf Wiederherstellung eines gesünderen Zustandes, wenn in der jetzigen Art fortgewirtschaftet wird. Das ist ein wertvolles Zugeständnis, von welchem Akt genommen werden muß.

Die Reihe der sich daran anknüpfenden Betrachtungen ist so lang, und jede ins Spiel kommende Frage so ernst und schwierig zu beantworten, daß wir uns für heute mit der Feststellung der Thatsache und der Aufzählung einiger Punkte begnügen, welche in Gesprächen über das Thema von Beteiligten selbst berührt worden sind.

Noch vor wenigen Jahren pflegte jede Bemerkung über die Vernichtung des Handwerkerstandes durch die Großindustrie damit abgefertigt zu werden, das lasse sich nicht ändern und schade auch nichts; im Gegenteil sei der Tischler, der Schuhmacher, der Schneider u. s. w., welcher durch Arbeiten für ein „Magazin“ sein sicheres Brot ohne alles Risiko habe, viel besser daran, als wenn er für eigne Rechnung arbeitend sich um den Absatz bemühen müsse, in Abhängigkeit von dem Lieferanten des Materials gerate, mit Nahrungsorgen zu kämpfen habe u. Diese Anschauung ist nicht mehr so allgemein. Die Wahrnehmung, daß die zu Grunde gegangenen und zu „freien Arbeitern“ eines „Konfektionärs“, eines Möbelfabrikanten oder dergleichen gewordenen Handwerksmeister einen besonders gefährlichen Bestandteil der sozialdemokratischen Partei ausmachen, hat die Einsicht wiederbelebt, daß der Gewerbsmann im Staatsorganismus ebenso unentbehrlich ist wie der Bauer, und daß es sich furchtbar rächen müßte, wenn der Staat verblendet genug wäre, unthätig zuzuschauen, wie Fabrikwesen und Zwischenhandel jenen Stand nach und nach aufzehren. Es wäre voreilig, zu erwarten, daß sofort jeder die Konsequenzen dieser Erkenntnis ziehen werde. Der doktrinaire Liberalismus wird sich noch lange mit der Danaidenarbeit abquälen, den realen Forderungen ohne Verletzung seiner Lehrsätze gerecht zu werden, nur zu viele, über allerlei Stimmen verfügende Existenzen sind dabei interessiert, daß der Ausbreitung von Wucherpflanzen, welche die Nutzpflanzen ersticken und den Boden aussaugen, keinerlei Hindernis bereitet werde. Doch wer ehrlich auch gegen sich selbst ist, kann für die Länge nicht der Entscheidung ausweichen. Wenn das Handwerk sich der übermächtigen Konkurrenz erwehren soll, müssen ihm die Arme frei gemacht, muß ihm ein Maß von Gerechtfamen zugestanden werden, um selbst wieder die Bürgschaft für seine innere Tüchtigkeit übernehmen zu können. Und darin darf man sich nicht irre machen lassen durch Zeitungsgerede und durch tendenziöse Übertreibung von Schwierigkeiten und Fehlgriffen, welche bei dem Übergang in einen neuen Zustand unvermeidlich sind.

Damit hängt die Schulfrage untrennbar zusammen. Es sind die falschen Freunde des Gewerbes, welche die Heranbildung des Handwerkers ausschließlich in die Schule verlegen wollen. Gegen deren Bestrebungen muß im Namen des Handwerks und der Schule Verwahrung eingelegt werden. Die Schule hat die Werkstattlehre zu ergänzen; ersetzen, überflüssig machen kann sie diese nicht. Aber die größte Verkehrtheit ist es, der Überfüllung aller sogenannten höhern Berufsarten dadurch abhelfen zu wollen, daß man neben die überall das Be-

dürfnis übersteigenden gelehrten und halbgelehrten höhern Bildungsanstalten eben so viele oder noch mehr höhere Schulen für Gewerbe und Handel stellt, damit die Befriedigung des krankhaften Dranges nach „oben“ nur ja recht leicht gemacht werde. Daran leiden wir ja gerade, daß so viele sich für bescheidne Stellung und bescheidne Thätigkeit für zu gut halten, weil sie die Bänke einer höhern Schule gedrückt haben — mit welchem Gewinn, kommt nicht in Frage. Manche Humanitätsschwachheit haben wir uns schon abgewöhnt, und es ist hohe Zeit, daß wir auch mit der Tendenz brechen, der Kraft und dem Fleiße des Einzelnen garnichts mehr zuzutrauen. Ohne Zweifel ist es früher vorgekommen, daß eine Begabung verdorrte, weil ihr keine Gelegenheit zur Bethätigung gegönnt war, obwohl eben die Geschichte des Gewerbes an zahllosen Beispielen zeigt, daß das Genie sich durch die größten Hindernisse emporzuarbeiten verstanden hat. Aber wir stehen nicht an auszusprechen, es lasse sich viel eher verschmerzen, daß ein Mensch auf einen engen Wirkungskreis beschränkt bleibt, der auch einen weitem ausfüllen würde, als daß tausend mittelmäßige Köpfe eine gewisse äußerliche Berechtigung für höhere Stellungen erlangen. Nicht jeder Soldat kann General werden, und ebenso findet die Zahl der Kaufleute, Fabrikanten, Direktoren, Geschäftsführer u. s. w. ihre natürliche Begrenzung, die Mehrzahl muß sich darein fügen, Gehilfen, Arbeiter u. zu bleiben. Was man billigerweise fordern kann, ist nur, daß für eine menschenwürdige Existenz der Nichtselbständigen gesorgt werde; dahin ist das Bestreben der Reichsregierung gerichtet, und wir würden auf diesem Wege schon viel weiter sein, wenn nicht Rechthaberei und Interessenpolitik die Sache so erschwerten.

Wir nehmen mit Befriedigung davon Kenntnis, daß der deutsche Kaufmann und durch ihn der deutsche Fabrikant unter allen Himmelsstrichen den Engländern erfolgreich den Boden streitig machen, aber auch da fehlt es nicht an Schatten. Männer vom Fach beklagen, daß gerade die deutsche Konkurrenz nicht wenig dazu beitrage, das Geschäft unsolid zu machen. Um einen Aufschlag zu erlangen, würden Preise bewilligt, bei denen zu bestehen unmöglich sei, und in diesem Wettlauf suche nicht nur der Deutsche den Fremden, sondern der Deutsche den Deutschen zu überflügeln — zum beiderseitigen Ruin. Natürlich, es wird ja nicht fabrizirt nach dem Bedarf, sondern auf den Glücksfall; man gründet nicht nur Fabriken, weil ihrer zu wenig vorhanden sind, sondern in der Hoffnung, die alten zu verdrängen. Und dabei heben geographische und statistische Werke und Reisebücher fortwährend mit höchster Befriedigung hervor, daß so und so viele Städte, deren mäßige Bevölkerung früher in der Stille ihre ausreichende Nahrung hatte, sich zum Range von Fabrikstädten aufgeschwungen haben, d. h. daß auch dort die Luft durch Kohlenrauch verpestet, auch dort ein früher unbekanntes Proletariat gezüchtet wird. In der That kann man kaum noch einen Ort ohne diese Beigaben entdecken.

Und weil um keinen Preis zugegeben werden darf, daß die Rechnung der

Apostel der absoluten Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit, Freizügigkeit, der allgemeinen „höhern“ Bildung ein Loch hat, so soll der Krieg helfen. Die Medikamente will man nicht, folglich ferrum et ignem. Mögen die Thoren davor bewahrt bleiben, ihr Rezept an sich selbst zu erproben!



Die Geschichte der Gotthardbahn.



er heute auf sicherer Eisenschiene in wenigen Stunden von den herrlichen Ufern des Vierwaldstätter Sees nach den noch wohnigeren Gestaden der italienischen Seen hinüberfliegt, blickt mit staunender Bewunderung auf das Werk, welches durch Fels und Hochgebirge hindurch diesen Weg gebahnt hat. Aber nur wenige werden wohl eine genauere Vorstellung haben von dem ungeheuern Aufwande an Menschengestalt und Menschenkraft, welcher nötig war, um dieses Riesengerüst zu schaffen. Es liegt uns eine Geschichte der Gotthardbahn, dargestellt von dem Archivar der Gotthardgesellschaft Dr. Wanner, in zwei starken Bänden vor, von denen der erste (1880) die Begründung des Unternehmens, der zweite (1885) den Bau der Bahn zum Gegenstande hat. Für die Leser dieser Zeitschrift dürfte es von Interesse sein, wenn wir ihnen unter Benutzung dieser Schrift in kurzen Zügen ein Bild der Geschichte vorsehen.

Der Gotthardpaß als Verbindungsweg zwischen Italien und Deutschland war dem Altertum noch nicht bekannt. Der große St. Bernhard, der Julier und der Splügen waren die Pässe, welche die Römer vorzugsweise benutzten. Erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird der Weg über den Gotthard als Pilgerpfad genannt, um das Ende dieses Jahrhunderts auch der Übergang von Waaren über denselben erwähnt. In einer Urkunde von 1309, in welcher zuerst der Name „St. Gotthard“ vorkommt, wird auch schon der „stäubenden Brücke“ gedacht. Das war ein sechzig Meter langer, mit Ketten am Felsen befestigter hölzerner Steg, welcher, über der tosenden Neuz schwebend, durch den ungangbaren Felsenschlund den Weg vermittelte. Erst das im Jahre 1707 gesprengte Arner Loch machte denselben überflüssig. Der alte Weg über den Gotthard war ein steil ansteigender, holperiger Saumpfad, dessen Überreste noch jetzt vielfach zu sehen sind. Zuerst im Jahre 1775 wagte es ein Engländer, mit seinem Wagen über den Gotthard zu fahren, was ihm achtzehn Karolin kostete. Es war ein Unternehmen, als ob man heute den Montblanc besteigt. Später wurde dieses Unternehmen öfters wiederholt. Von Altdorf